



Prof. Dr. Volker Lilienthal

Kritik und Verantwortung

Zur journalistischen Haltungsgeschichte nebst einiger subjektiver Exkurse

Antrittsvorlesung am 10. Dezember 2009, 18.00 Uhr c.t.,
Universität Hamburg, Edmund-Siemers-Allee 1, 20146 Hamburg, Hörsaal B

Sehr geehrte Frau Vizepräsidentin Löscher,
liebe Frau Neverla, lieber Herr Weischenberg,
liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem IJK und anderen Fächern und Fakultäten,
liebe Studierende,
liebe Kolleginnen und Kollegen aus den Redaktionen und Medieninstitutionen,
liebe Freunde, liebe Familie,

ich danke Ihnen für die Ehre, dass Sie zu meiner Antrittsvorlesung gekommen sind. Ihre Zahl allein beeindruckt mich, und dann erst Ihr Anspruchsniveau, das man ja kennt. Für den Referenten ist das schon eine gewisse Last, doch will ich mein Bestes geben, Sie nicht langweilen vor allem. Ein bisschen Übung habe ich ja schon, durfte ich doch schon im Mai im Rahmen des Dies academicus der Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften eine erste Antrittsvorlesung halten. Nun also!

I. Einführung

Beginnen wir mit einer Begriffsklärung zu meinem Thema „Kritik und Verantwortung“. Für den Begriff „Haltung“ aus dem Untertitel habe ich Ihnen Wahrigs Deutsches Wörterbuch mitgebracht:



(aus: Wahrig Deutsches Wörterbuch)

Von der Haltung von Tieren durch den Menschen mal abgesehen, lernen wir daraus, dass Haltung mit Benehmen und Verhalten zu tun hat, dass sie aus einer bestimmten geistigen Einstellung oder Gesinnung resultiert, auch mit Selbstbeherrschung zu tun hat, dass Haltung vernünftig und vorbildlich sein kann, auch reserviert oder gar militärisch stramm.

Wir könnten nun, weiter an Wahrigs Leitfaden entlang, Haltungsfehler bei bestimmten Journalisten monieren – und zu korrigieren versuchen –, wir könnten gar Haltungsnoten vergeben und wären dann schon beim Halunken – siehe unten – angekommen. Da machen wir aber jetzt erst mal nicht mehr weiter.

Beim ersten Begriff – „Kritik“ – denkt man reflexhaft an kritischen Journalismus, an Kritik an Politikern und gesellschaftlichen Missständen. Ja, all das ist auch gemeint. Zunächst möchte ich aber etwas neutralisierend an die Herkunft des Wortes erinnern, an das griechische „*kritein*“. Was bedeutet: „sondern, scheiden, unterscheiden, entscheiden, beurteilen“.

Denkt man beide Begriffe – Kritik und Verantwortung – zusammen, erscheint vor unserem inneren Auge ein aufrechter Journalist, der Verantwortung übernimmt nicht zuletzt für sein Publikum, der in dessen postuliertem Interesse mittun will am Kantischen Projekt der Aufklärung als Ausgang aus selbst verschuldeter, aber auch politisch induzierter, nämlich ideologisch interessierter Unmündigkeit, ein Journalist, der auch Max Webers Unterscheidung zwischen Verantwortungs- und Gesinnungsethik kennt, der also Verantwortung für die Folgen seines Handelns und Unterlassens übernimmt, der die Konsequenzen seines Recherchierens und Publizierens für die Objekte seiner Berichterstattung stets mitbedenkt.

II. Wechselnde Haltungen in der Pressegeschichte

Eine schöne Vorstellung, ein utopisches Leitbild in dem Sinne, dass man nie das Mögliche erreichen würde, wenn man nicht immer wieder das Unmögliche anstrebte. Doch müssen wir uns medienhistorisch auch mit der Tatsache auseinandersetzen, dass Journalisten in der Vergangenheit immer wieder höchst zweifelhafte Haltungen eingenommen haben. Journalismus nahm seinen Anfang und bezog seine Mission – heute würden wir eher sagen: Motivation – aus der Kritik am Feudalstaat, sein Raisonement galt dem Ruf nach Freiheit. Daneben hatten aber die Handlanger der Herrschenden, mit Brecht können wir von Kopflängern sprechen, eher ihr Auskommen. Indem sie die Obrigkeit affirmierten und das lesende Publikum davor warnten, den plebejischen, den republikanischen Tendenzen nachzugeben. Auch das war, empirisch betrachtet, eine Art von Haltung.

Journalisten sortierten sich spätestens im 19. Jahrhundert stark nach Parteiungen, nach den damals aufkommenden politischen Parteien. Es gab die bürgerlichen, die sozialdemokratischen, die kommunistischen Zeitungen, die ganz stark noch die Presselandschaft der Weimarer Republik und auch noch der frühen Bundesrepublik bestimmten.

EXKURS 1: Friedrich Wilhelm Lilienthal in New York

Einen betont politisch-parteilichen Journalismus im Sinne des 19. Jahrhunderts betrieb wohl ein indirekter Vorfahr von mir, Friedrich Wilhelm Lilienthal, der so eine Art Groß-Groß-Groß-Groß Onkel von mir war und den ich selbst erst dank des Familienforschers und Regionalhistorikers Josef Menze, der sich im vergangenen Jahr an mich wandte, kennenlernte.

Hier sieht man ihn auf einem Ölgemälde, wobei die Identifikation allerdings nicht zweifelsfrei ist:



Friedrich Wilhelm Lilienthal

Friedrich Wilhelm Lilienthal, geboren 1833 in einer orthodoxen jüdischen Familie, wandte sich früh vom Glauben ab, war politisch stark links orientiert, wurde Arzt und emigrierte 1861 nach New York. Dort florierte seine Praxis, er führte ein bürgerliches Haus, gelegentlich kamen Wilhelm Liebknecht und August Bebel während einer Amerikareise zu Gast – und er war Mitbegründer der Socialist Party of New York. Vor diesem Hintergrund gehörte er den Forschungen von Josef Menze zufolge auch zu den Mitbegründern der deutschsprachigen „New Yorker Volkszeitung“, die nachweislich von 1894 bis 1932 erschien.

Eine Volkszeitung also, ein Parteiblatt – und wahrscheinlich leider nicht Quelle von Qualitätsjournalismus, so wie wir ihn heute verstehen. In Richtung einer neuen Zeit dachte und wirkte vielleicht eher Friedrich Wilhelms Tochter Meta Lilienthal, spätere Stern. Wir sehen sie hier als junges Mädchen.



Meta Lilienthal, spätere Stern

Geboren 1875, publizierte sie 1916 das Buch „Women of the Future“ und bereits 1910 hatte sie August Bebels „Frau und Sozialismus“ ins amerikanische Englisch übersetzt.

Natürlich schrieb sie auch in Zeitungen, wohl auch in der „Volkszeitung“, deren sonntägliche Frauenbeilage ihre Mutter Augusta herausgab. Möglicherweise kann man Meta als frühe feministische Journalistin in den USA sehen – hier sehen wir sie noch mal, da war sie schon Großmutter. 1948 ist sie gestorben.



Hinterlassen hat Meta ihr Buch „Dear Remembered World“ von 1947, in dem sie auch auf die Schreckenserfahrung des NS-Regimes für die Juden zu sprechen kommt.

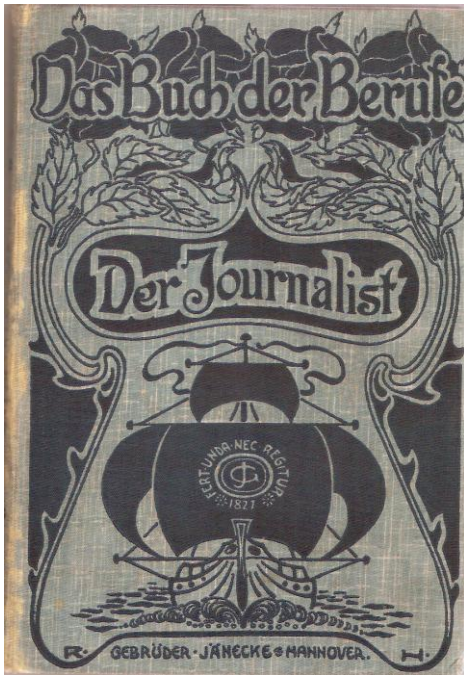
Ihr Vater Friedrich Wilhelm war schon 1910 gestorben, und obwohl ein Linker im kapitalistischen Amerika, widmete ihm immerhin die „New York Times“ einen respektvollen Nachruf. „Einer der führenden deutschen Ärzte dieser Stadt“ sei gestorben, heißt es da unter anderem.



Doch genug der Familienforschung, Schluss mit diesem Exkurs, zurück ins Thema!

Die Parteipresse, die bis ins 20. Jahrhundert hinein prägend war und die heute kaum noch eine Rolle spielt, mag es auch den „Vorwärts“ und den „Bayernkurier“ noch geben, war natürlich so oder so ideologisch, hatte ihre blinden Flecken, wirkte nicht aufklärend, sondern nahm teil an öffentlicher Täuschung durch selektive Berichterstattung und Kommentierung. Zwar war Ende des 19. Jahrhunderts auch die sogenannte Generalanzeiger-Presse aufgekommen, die es sich generell mit niemandem verscherzen wollte, alle Volksgruppen ansprach, sich zwischen den politischen Lagern eher vermittelnd verhielt. Doch das war mehr ein Geschäftsmodell für den Inseratenmarkt als ein Konzept gesellschaftlicher Verständigung.

Rufe nach aufrechter Gesinnung, nach der Haltung des Journalisten haben die Entwicklung des Journalismus stets begleitet. Ich habe Ihnen dieses Buch hier mitgebracht...



Richard Jacobi: „Der Journalist“ (Hannover 1902)

...publiziert 1902 und geschrieben von Dr. Richard Jacobi, damals Chefredakteur des „Hannoverschen Couriers“. Ich zitiere:

„Aber ohne solch ein ‚inneres Verhältnis‘ wird der Zeitungsmann noch weniger befriedigt und befriedigend wirken als der Angehörige eines anderen Berufs. Fehlt ihm die Liebe zu seiner Tätigkeit, zu seiner Zeitung, die Hingabe an die Grundsätze, die sie vertritt, so wird er zum Rabulisten oder zum Tagelöhner. Beides ist gleich unerfreulich für den Leser wie für den Schreiber der Zeitung. Verficht der Journalist in seiner Tätigkeit nicht seine eigene Überzeugung, so ist sein Beruf allerdings ein traurig Handwerk. Und diese Überzeugungstreue muss nicht nur für den politischen Journalisten gefordert werden, sie hat auch auf den anderen Gebieten journalistischer Arbeit reiche Gelegenheit, sich zu bewähren. Der Schmock, der von sich sagen kann und muss: ‚Ich habe geschrieben links und wieder rechts, ich kann schreiben nach jeder Richtung‘, ist der erbärmlichste Typus journalistischer Entartung.“¹

Kritik und Verantwortung – bei dieser Begriffspaarung können wir die Zeit des Nationalsozialismus fast ausblenden. Denn Kritik gab es in der Presse zwischen 1933 und 1945 fast gar nicht, sieht man von illegalen Untergrundpublikationen und der Camouflage in bürgerlichen Blättern wie der „Frankfurter Zeitung“ ab.

Man mag die zarten Andeutungen von Distanz zum Regime „zwischen den Zeilen“, wie man damals sagte, für unwirksam halten und erst recht nicht für Widerstand. Dennoch haben die Kolleginnen und Kollegen – ja, es waren auch Frauen darunter, Margret Boveri beispielsweise – Haltung gezeigt, teilweise sogar ihre Freiheit, ihr Leben gefährdet.

¹ Richard Jacobi: Der Journalist (Reihe: Das Buch der Berufe), Verlag von Gebrüder Jänecke: Hannover 1902, S. 102f.



Margret Boveri (1900 – 1975):
„Ich möchte schreiben und schreiben“

Walter Dirks, der später als Herausgeber der linkskatholischen „Frankfurter Hefte“ und leitender WDR-Redakteur bekannt wurde, war seinerzeit Kulturredakteur der „Frankfurter Zeitung“ – von 1935 an bis zu ihrem Verbot 1943. In einem seiner letzten Interviews vor seinem Tod 1991 sagte er mir:

„In der ganzen Zeitung gab's bestimmt keinen einzigen Helden. Diese Sache – also das Schreiben „zwischen den Zeilen“, V.L. – war in sich so gebrochen, so kompliziert, dass man da einen Intellektuellen brauchte. Und das ist schon eine schwierige Vereinbarung von Intellektualität mit Heldentum. Und wir waren gewiss überdurchschnittlich besonnene und nüchterne Typen, die das Risiko abgeschätzt haben. Und das Schreiben war dann so immer am Rand: Kann ich den Satz riskieren oder streich' ich ihn besser? Und das hat natürlich auch seine Reize gehabt, nicht? Zeiten der Zensur geben der Feder besondere Chancen.“



Walter Dirks (1901 – 1991): *Intellektuelle sind keine Helden*

Dennoch, diese Haltungen einzelner Aufrechter blieben Marginalien im Mahlstrom der NS-Presselenkung, der Gleichschaltung, der sich die Allermeisten nicht widersetzten. Auch der Evangelische Pressedienst nicht, von dem ich bekanntlich komme und der sich 2002 mit der unangenehmen Entdeckung auseinandersetzen hatte, von den Nazis gar nicht, wie behauptet, 1937 als

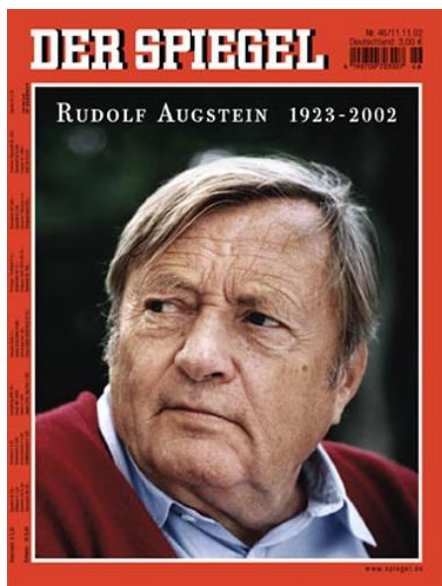
Strafe für angebliche Dissidenz verboten worden zu sein. Im Gegenteil: Weil der epd die NS-Propaganda linientreu in den kirchlichen Raum transportierte, durfte er bis 1941 weitererscheinen.

August Hinderer, damals Direktor des Evangelischen Pressverbands, gab seinen Mitarbeitern am 12. Februar 1941 in einem Rundschreiben „streng vertraulich!“ die Erfahrungen eines „alten Schriftleiters“ zur „Kriegsaufgabe der kirchlichen Presse“ auf anderthalb Seiten zustimmend zur Kenntnis. Auszüge: „Passives Beiseitestehen (...) grenzt in solcher Zeit an Landesverrat. (...) Die Aufgabe der kirchlichen Presse muss positiv darin bestehen, die Seelen stark zu machen. (...) Man kann nicht auf der Titelseite Haltung haben und am Ende meckern oder in der Mitte klagen über die Not der Zeit. Das ist keine Haltung, das ist Defaitismus. (...) Man muss heute auch schweigen können.“

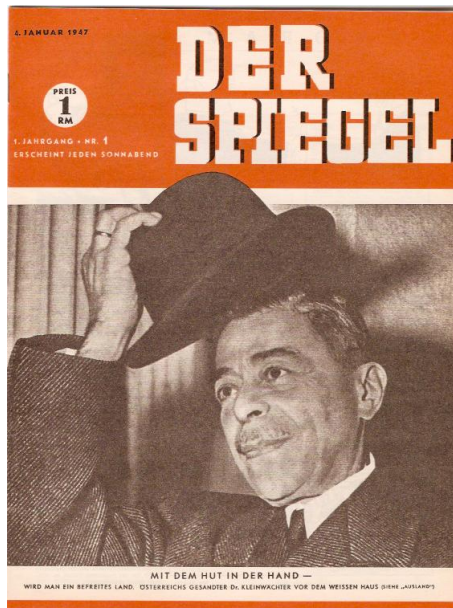
Das war die wahre, die hegemoniale Haltung zwischen 1933 und 1945, und mit diesem Beispiel soll es auch sein Bewenden haben.

III. Kritik aus republikanischem Geist – die neue Nachkriegshaltung

Mit Ende des Zweiten Weltkriegs, mit dem Sieg der Alliierten über Hitler-Deutschland zog eine neue Zeit herauf. Neue Haltungen bildeten sich heraus, auch unter Journalisten. Der Geist des freien Wortes griff wieder Platz. Eine paradigmatische Figur dafür ist Rudolf Augstein, dessen Name meine Professur schmückt. Gestiftet wurde sie von der Rudolf Augstein Stiftung, wofür auch ich mich an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich bedanken möchte.



Der 2002 gestorbene Gründer des Nachrichtenmagazins „DER SPIEGEL“ setzte in politischer Haltung und publizistischem Handeln Maßstäbe, die bis heute vorbildstiftend sind. Ich kann das hier nicht im Einzelnen ausbreiten und möchte lieber auf die große Biografie von Peter Merseburger verweisen. Fest steht, dass Augsteins Dauerfehden mit Konrad Adenauer und Franz-Josef Strauß, eine Art von kritischer Nachhaltigkeit, die den „SPIEGEL“-Herausgeber ja vorübergehend ins Gefängnis brachte, einiges beigetragen haben zur Festigung der Bundesrepublik als Demokratie, als sozialem Rechtsstaat. Mehr noch: Indem der „SPIEGEL“ kritische, republikanische Gesinnung nicht nur in Belangen von Politik und Wirtschaft, sondern auch bei Gesellschaft, Kultur und überhaupt der Lebenswelt zeigte, förderte er die Modernisierung Deutschlands.



Erstausgabe 4. Januar 1947

Schon von der ersten Nummer an – 4. Januar 1947, hier sehen wir die Titelseite – hat der „SPIEGEL“ eine neue Haltung in Form und Inhalt, im Ton gegenüber Politikern und zwar auch gegenüber den Besatzungsmächten gezeigt. Es war eine neue Furchtlosigkeit, gelegentlich auch Respektlosigkeit oder gar Rotzigkeit, mit der der „SPIEGEL“ bei seinen Lesern punktete und mit der Rudolf Augstein als die treibende Kraft hinter allem wiederholt das Missfallen der für ihn maßgeblichen britischen Militärregierung erregte.

Von Anfang an begriff sich der „SPIEGEL“, der bekanntlich als „Die Woche“ in Hannover gegründet wurde, bevor Augstein mit seiner Redaktion nach Hamburg umzog, als Nachrichtenmagazin. Der Begriff allerdings war weit dehnbar. Vor allem lehnte sich der „SPIEGEL“ an amerikanische Vorbilder wie „TIME“ und „Newsweek“ an und machte seinen deutschen Lesern das Format „news story“ schmackhaft. Eine betont epische Schreibweise war das, die die politischen Ereignisse gerne ausschmückte – bis zu einem Punkt, an dem der „SPIEGEL“-Leser das Gefühl bekam, nun wirklich mehr zu sein als nur Zaungast der Weltgeschichte, vielmehr mit sitzen zu dürfen am Tisch der Mächtigen.

Wir wollen Gerechtigkeit walten lassen und nicht mehr als 60 Jahre später eine kritische Inhaltsanalyse und Quellenforschung betreiben. Aber gelegentlich wurde in der Frühzeit des „SPIEGEL“ die Grenze zur Fiktion oder sagen wir: zur kreativen epischen Nachempfindung einer historischen Szene, über die der Redaktion, den Autoren nur rudimentäre Informationen vorlagen, überschritten.

Dies scheint mir der Fall gewesen zu sein im ersten Heft, wo auf Seite 11f. über die Bemühungen eines gewissen Dr. Ho Chi Minh berichtet wurde, die Unabhängigkeit des neuen Vietnam gegenüber der Kolonialmacht Frankreich durchzusetzen. In dieser schönen Geschichte spielt auch ein Kaiser und seine Frau eine Rolle, und weil diese Story im Nachrichtenmagazin so wunderschön ist, fast legendär, möchte ich sie Ihnen heute Abend nicht vorenthalten:

„Der bisherige Kaiser von Annam verzichtete auf seinen Thron und bekannte sich zu Dr. Ho Chi Minhs neuem Staat. ‚Ich ziehe es vor, einfacher Bürger eines freien Landes zu sein, als gesalbter Herrscher eines unfreien‘, sagte Seine Majestät. Die Franzosen aber glaubten, ihn und seine Frau bewegen zu können, sich von Viet-Nam loszusagen.

Die Exilkaiserin, die wie ihr Gatte in Paris erzogen war, wurde überredet, einige französische Offiziere zu empfangen. Diese Offiziere sollten versuchen, eine provisorische annamitische Regierung zu bilden. Die Franzosen wurden beim Tee der Kaiserin vorgestellt. Bevor sie aber die Möglichkeit hatten, ihre Vorschläge zu unterbreiten, setzte sich die Kaiserin ans Klavier und spielte die Nationalhymne von Viet-Nam. Die Annamiten standen alle auf und sangen die Hymne mit, und die französischen Offiziere mussten gezwungenermaßen auch Haltung annehmen. Anschließend flüsterte die Kaiserin den Franzosen zu, daß sie damit bereits die Antwort auf die beabsichtigten Vorschläge gegeben habe und es unnötig sei, sie noch zu machen.

Die frisch gewonnene Unabhängigkeit wurde zunächst einmal mit einem Massaker unter den französischen Beamten und ihren Familien gefeiert.“²

Erst die Idylle, dann das Massaker – eine typische „SPIEGEL“-Mischung, möchte man meinen, nicht ganz frei von Zynismus und Ressentiment. Das ist schon toll und kaum zu glauben, wie die Details dieser asiatischen Teestunde in die „SPIEGEL“-Redaktion nach Hannover, Goserie 5 bis 6, gelangten.

EXKURS 2: Wie ich zum „SPIEGEL“ kam

Meine ersten Kontakte mit dem deutschen Nachrichtenmagazin erlebte ich als 14- oder 15-Jähriger. Da durfte ich mir beim Großvater die ausgelesenen Hefte abholen und sie dann meinerseits studieren. Das hatte was von großer weiter Welt. Ich erinnere mich noch gut, wie gut, leicht ätherisch das satinierte, fast lackiert wirkende Papier roch.

Erstmals ins Hamburger Verlagshaus kam ich, ja – ich muss es so sagen: über ein Parteiticket. 1975 saß Rudolf Augstein zwar schon nicht mehr für die FDP im Bundestag. Aber die Kontakte müssen noch gut gewesen sein. Denn der NRW-Verband der DJD, der Deutschen Jungdemokraten, einer unter diesem Namen heute nicht mehr existierenden Jugendorganisation der FDP, organisierte einen Ausflug nach Hamburg, und ich wurde dazu eingeladen, obwohl ich den FDP-Jungdemokraten selbst nicht angehörte.

In meinem Tagebuch ist überliefert, was wir Schülerzeitungsredakteure – ich selbst war damals fünfzehn Jahre alt – dabei erlebten, ich erlaube Ihnen nun einen kleinen Schlüsselblick in meine Jugend:

„Dienstag, 18. Februar 1975

Informationsbesuch nordrhein-westfälischer Schülerredakteure beim SPIEGEL-Verlag und der Bundeswehrhochschule in Hamburg. (...) Betritt man das SPIEGEL-Hochhaus, glaubt man zunächst, im ersten Hotel am Platze zu sein. Empfangschef ist selbstverständlich, (aber) die Wände in Marmor, die hohen Decken durch plastische Platten hervorgehoben. Man zeigte uns die eindrucksvolle Dokumentationsabteilung (ca. 200 Publikationsorgane werden beim ‚Spiegel‘ aus aller Welt ausgewertet und in manchen Fällen auch auf Mikrofilm gespeichert), die Kantine (Staub auf den Tischlampen!), die Redaktionsabteilungen und vor al-

² „Der am Ende Erfolgreiche“ – Viet-Nam macht Frankreich Sorgen, in: DER SPIEGEL Nr. 1 vom 4. Januar 1947, S. 12.

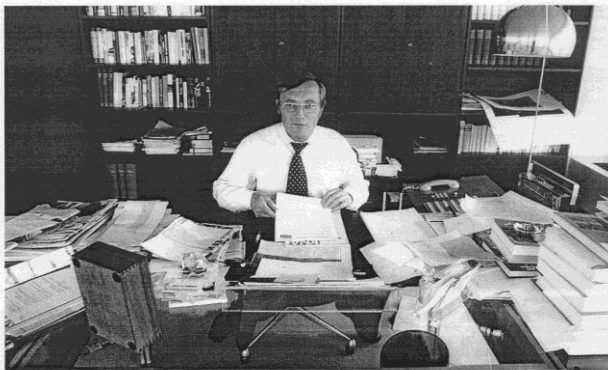
lem das hauseigene Schwimmbad mit angeschlossener Sauna, welches die Redakteure aufgrund der Tatsache, daß sie sich ihre Arbeit einteilen, jeder Zeit benutzen können.

Das Roundtable-Gespräch mit Herrn Wallbaum aus der Verlagsleitung, dem persönlichen Referenten von Rudolf Augstein, Herrn Ginzberg, und zwei Redakteuren fand im großen Konferenzraum des Hauses statt, wo allwöchentlich das Produkt der Woche diskutiert wird. Von dem ganz violett gehaltenen Raum im 5. Stock des 12-stöckigen Hauses hat man einen weiten Ausblick auf Hamburg. (*Damals wirklich noch im 5. Stock, heute im 12.!*)

Gesprochen wurde über die typischen Fragen wie Objektivität, Anzeigenabhängigkeit und die Eingriffsmöglichkeit des Verlegers. („Die typischen Fragen“: *Was zeigt sich hier: ober-schlaues Gelangweiltsein, frühe Abgeklärtheit? Doch weiter im Text:*)

Da die Studienfahrt-Teilnehmer vorwiegend DJD-Mitglieder waren, gab man auch die Gesamtstellung des ‚Spiegels‘ – linksliberal – zu, betonte aber, daß es im Hause Redakteure gebe, die sich dagegen verwahren würden, als ‚links‘ bezeichnet zu werden.

Wie landläufig bekannt, kritisiert der ‚Spiegel‘ andauernd die Springer-Presse – hauptsächlich die ‚Bild‘-Zeitung, während der ‚Spiegel‘ bei Springer gedruckt wird. Im Vertrag gibt es jedoch eine Klausel, nach der Springer den Druck einer Nummer, in der etwas gegen ihn oder seinen Verlag geschrieben steht, nicht stoppen, sondern erst am Dienstag Augstein zur Rechenschaft ziehen darf.“



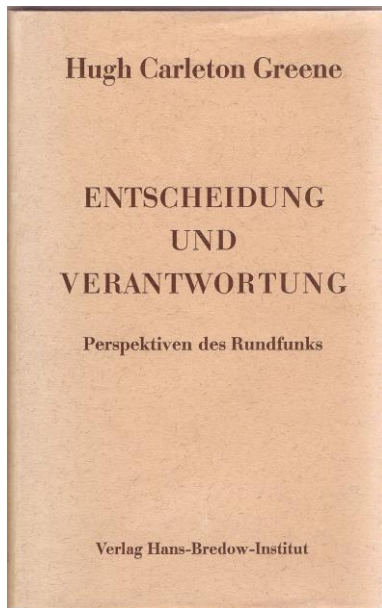
Rudolf Augstein liest den epd-Nachrichtendienst

Übrigens hat Augstein später gelegentlich auch epd gelesen, vielleicht nicht den Mediendienst, bei dem ich tätig war, aber doch den Agenturdienst in gedruckter Form, wie dieses leider nicht sehr gute Foto beweist – der „SPIEGEL“-Chef hält epd in der Hand. Ich weiß nicht, was der gelehrte Katholik und Kirchenkritiker Augstein damit vorhatte.

(Ende Exkurs)

Kommen wir nun zu einem anderen medialen Schwergewicht der geschenkten Nachkriegsfreiheit. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk trug das Seine zur Demokratisierung Deutschlands, zur Modernisierung seiner Lebensverhältnisse bei. Auch dieses publizistische Paradigma – freier Journalismus, markt- und staatsfern organisiert, nur der Wahrheit verpflichtet – dieses publizistische Paradigma wurde maßgeblich hier in Hamburg ausgebildet – von Hugh Carleton Greene, dem britischen Chief Controller und späterem ersten Generaldirektor des Nordwestdeutschen Rundfunk NWDR.

Ein Buch von Hugh Carleton Greene, das ich mir übrigens aus einer Büchergrabbelkiste auf dem Gang des IJK herausgesucht habe, bringt uns wieder mitten ins Thema: „Entscheidung und Verantwortung“, eine Begriffspaarung wie ein Appell, dem jüngst in der „Causa Brender“, die ja eigentlich eine „Causa Koch“ war und ist, einige hätten folgen sollen.



(Hamburg 1970)

Als Greene Ende 1948 seinen Abschied aus Hamburg nahm und den NWDR in deutsche Hände, in die von Adolf Grimme, übergab, betonte er in seiner Abschiedsrede u.a.,

„daß der Rundfunk vom Staat und von parteipolitischen Einflüssen unabhängig sein muß. Eine Kritik seitens der politischen Parteien aber ist gesund und zu begrüßen. Ich gab der Hoffnung Ausdruck, daß der Tag niemals kommen werde, an dem der Vorsitzende der SPD aufhören werde, über den ‚Nordwestdeutschen CDU-Rundfunk‘ zu sprechen und der Vorsitzende der CDU vom ‚Nordwestdeutschen Roten Rundfunk‘.

Als ich nach Beendigung meiner Rede von der Redner-Tribüne zu meinem Platz zurückkehrte, hörte ich, wie der Hamburger Bürgermeister Brauer, ein sehr guter Freund von mir, aber manchmal mein Gegner, knurrend sagte: ‚Es wird Ihnen nicht gelingen, Mr. Greene, es wird Ihnen nicht gelingen‘. War Herr Brauer im Recht oder Unrecht?³

Nun, für den heutigen NDR lässt sich sagen, dass eher der optimistische Brite Greene als Hamburgs skeptischer Bürgermeister Brauer Recht behalten hat. Der NDR wahrt seine Unabhängigkeit, was im journalistischen Alltag heißt: Äquidistanz zu allen politischen Lagern. Aber natürlich haben sich die Parteien immer wieder auch am NDR gerieben und werden das weiter tun. Wie Greene sagte: Kritik auch seitens der Parteien ist gesund. Auch aus der Programmgestaltung und aus der sie vorbereitenden Personalpolitik sollten sich die Politiker heraushalten. Der NDR-Staatsvertrag trägt dem Rechnung, andere Gesetzeswerke wie der ZDF-Staatsvertrag mit seiner extrem hohen Staatsquote in Fernsehrat und Verwaltungsrat leider nicht.

Das Medienrecht ist ein Subsystem des Staates, welches das journalistische Handeln in den Medienorganisationen überformt, es gestaltet oder auch sachwidrig beschränkt. Welche Freiheitsgrade in diesem gesetzten Rahmen möglich sind, entscheidet sich nicht zuletzt an der Haltung von Journalis-

³ Hugh Carleton Greene: Entscheidung und Verantwortung. Perspektiven des Rundfunks, Verlag Hans-Bredow-Institut: Hamburg 1970, S. 44.

ten. Die Macht, manchmal auch Übermacht der Systeme und „Frames“, wie das neudeutsch heißt, dispensiert uns nicht von unserer je persönlichen Verantwortung. Siegfried Weischenberg hat schon 1992 in einem Aufsatz in „Rundfunk und Fernsehen“, systemtheoretisch eingebunden, auf die „Verantwortung des Beobachters“ hingewiesen.

Im Großen und Ganzen lässt sich sagen, dass sich die Journalisten im öffentlich-rechtlichen Rundfunk immer ihre Freiheit genommen haben und auch nehmen konnten, weil der Rahmen ihrer Berufsausübung ein geschützter war – geschützt vom Rechtsprinzip der Staatsfreiheit, von freiheitlich gesonnenen Intendanten und Programmdirektoren, aber auch geschützt von der beobachtenden Medienkritik und der teilhabenden Zivilgesellschaft.

Die kritische Grundhaltung vieler Journalisten in öffentlich-rechtlichen Sendern wurde um 1968 mit der Studentenbewegung zusätzlich stimuliert bzw. aus dieser Bewegung kamen auch viele junge, revolutionär gesonnene junge Köpfe in die Sender, wo sie den „Marsch durch die Institutionen“ antraten. Mancher kam dabei auf politische Irrwege, andere nutzten sich ab. Es war die Zeit, als man sich auch unter Zeitungsjournalisten fragte: „Wie links können Journalisten sein?“



(Reinbek bei Hamburg 1972)

IV. Entideologisierung und Entpolitisierung

Es folgte die Phase des sogenannten Rotfunks, der ja nicht nur eine Einbildung konservativer Politiker war. Die Phase der oft übertriebenen Ideologisierung des Radio- und Fernsehjournalismus bis in die späten 1970er Jahre hinein ist nach meinem Eindruck inzwischen von einer gewissen Entpolitisierung abgelöst worden.

Um nicht missverstanden zu werden: Die Entideologisierung hat dem deutschen Journalismus gutgetan. Sie hat übrigens nicht nur im Rundfunk, auch in der Presse stattgefunden hat, so sehr, dass frühere Unterscheidungen von Zeitungen in „konservativ“ bis „linksliberal“ fast sinnlos geworden sind. Neulich fragte mich ein Redakteur der „Welt am Sonntag“, ob ich überhaupt für Springer-Blätter schreibe. Ja, was denn – die Zeiten sollten vorbei sein. Wenn’s nicht gerade „Bild“ ist, wie ich hinzufügen möchte.

Entideologisierung, das wollen wir hier nicht mit westdeutscher Einseitigkeit vergessen, ist etwas, auf das Journalisten und Leser in Ostdeutschland lange warten mussten. Das war erst möglich mit der Wende 1989 und dem Ende der DDR.



Alexander Osang (SPIEGEL): Haltung in der Wendezeit

„SPIEGEL“-Reporter Alexander Osang – ja, so sahen heutige Starreporter in ihrer Jugend aus – hat jüngst in einem sehr persönlichen Stück die Geschichte erzählt, wie sein früherer Chefredakteur bei der „Berliner Zeitung“, Fritz Wengler, mit einem einzigen Wort, das er absprachewidrig in einem Text Osangs vor Drucklegung änderte, glaubte, den Untergang noch aufhalten zu können. Osang schreibt:

„Kurz vor Mitternacht kam der Andruck mit dem Text aus der Setzerei. Der Großraum war fast leer. Fritz Wengler und ich standen zusammen am Cheftisch und lasen ihn noch mal durch. So richtig zufrieden waren wir beide nicht, aber es war spät.

Versprich mir, dass es wenigstens so bleibt, Fritz, sagte ich, und er gab mir die Hand. Dann fuhr ich mit dem 17 Jahre alten Polski Fiat, den mir mein Schwager vermacht hatte, bevor er in den Westen floh, in die dunkle, richtige Welt zurück, zu irgendeiner Party, wo nicht über Fackelzüge geredet wurde und schon gar nicht über Aurich, trank ein paar Bier, und als ich am nächsten Tag die Zeitung aufschlug, stand hinter meinen Fragen, auf die ich keine Antwort hatte, ein Ja.

Braucht die Jugend unserer Zeit Fahnenwälder und Hochrufe, um ihre Empfindungen auszudrücken?

Ja.“⁴

Wir dürfen sicher sein, dass der Kollege Wengler damals von sich glaubte, wahre Haltung zu zeigen.

Für uns heute stellt sich die Frage, ob Entideologisierung, an sich wünschenswert, sogleich ins andere Extrem fallen und zur Entpolitisierung führen muss. In der Kommunikationswissenschaft finden sich immer wieder allerlei wenig schmeichelhafte Charakterisierungen der Grundhaltung von Journalisten: „Angepasste Außenseiter“ (Hans Mathias Kepplinger 1979), „Abhängige Selbstdarsteller“ (Jürgen Prott), „Bissige Schoßhunde“ (Roger Blum) und „Selbstverliebte Fremdbeobachter“ (Maja Malik) (die letzten drei: 2008 in der Festschrift „Paradoxien des Journalismus“ zu Siegfried Weischenbergs 60. Geburtstag).

⁴ Alexander Osang, Das Versprechen, in: DER SPIEGEL Nr. 42/2009, S. 62.

Noch mal am Beispiel gefragt: Wie steht es heute um den Mut in deutschen Fernsehredaktionen? Kritische und investigative Leistungen von Magazinen wie „Panorama“ und „Monitor“, aber auch „Frontal 21“ wollen wir an dieser Stelle nicht geringschätzen. Doch abseits der großen, Unabhängigkeit bezeugenden Programmmarken ist doch in manchen Rundfunkredaktionen auch politische Abstinenz aus Vorsicht, vielleicht sogar Furcht zu spüren, eine Mutlosigkeit derer, die glauben, ambitionierteres, anspruchsvolleres Programm, zumal der Kultur, sei in Zeiten der quotengetriebenen Kunden- und Marktorientierung auch des öffentlich-rechtlichen Rundfunks nicht mehr erwünscht – nicht von den Senderleitungen und nicht vom Publikum. Hier wird frühere Haltung zur Lesetreterei, zur inneren Kündigung guter Köpfe, zum Überwintern bis zur Pensionierung.

Wie immer in solchen Prozessen mischt sich Vermeintliches mit Tatsächlichem, blockieren resignative Vorurteile die noch existierenden Chancen, übersehen manche Programmmanager die Notwendigkeit, auch Skeptiker mitzunehmen auf einem Weg der Veränderung, wozu auch kostensparende Rationalisierung gehören kann – die aber nicht programmschädigend werden darf.

V. Mehr Haltung, bitte!

Trendwende unter Deutschlands Journalisten?

Was es dafür immer wieder braucht, ist Mut und Vertrauen auf beiden Seiten. Einer wie der NDR-Fernsehjournalist Kuno Habermusch aber,



Kuno Habermusch (NDR): „Ich habe keinen Mut“

der als Ex-Chef von „ZAPP“ mit seinen medienkritischen Enthüllungen auch das eigene System nicht geschont hat, hält nichts von dem allgemeinen Mutgerede. „Ich habe keinen Mut“, sagte er im Sommer dem „Hamburger Abendblatt“. „Ich mache nur meinen Job. Ich bin beim NDR fest ange stellt. Das ist dem Beamtenstatus ähnlich.“ Was er sich und anderen Journalisten abverlange, sei lediglich „Haltung“.⁵

Da ist sie wieder, die Eigenschaft, die viele für eine zunehmend verknappte Ressource halten. Erkennen nicht alle im öffentlich-rechtlichen Rundfunk ihre Verantwortung für das gemeinsame Produkt, nämlich die informationelle und kulturelle Grundversorgung der Gesellschaft, und das auf qualitativ sehr hohem Niveau – die garantierte Gebührenfinanzierung macht es möglich und verlangt es –, dann geht uns allen etwas verloren, was wir für die Selbstreflexion dieser Gesellschaft dringend brauchen. Zumal wenn, wie derzeit, die privatwirtschaftlichen Mitspieler im Mediensystem nicht nur mangels eigener publizistischer Ambition, sondern auch mangels zahlungsbereiter

⁵ Kai-Hinrich Renner, Er tritt anderen ohne Scheu vors Schienbein, abendblatt.de, 24. 7. 2009 (<http://www.abendblatt.de/kultur-live/article1108951/Er-tritt-anderen-ohne-Scheu-vors-Schienbein.html>)

Kundschaft größte Schwierigkeit haben, selbst zur Meinungsbildung in der Gesellschaft beizutragen. Die „Netzeitung“ verschwindet nicht als Marke, wohl aber als journalistisch gestaltetes Angebot aus dem Internet und wird von einem News-Automaten abgelöst, dem privaten Nachrichtensender N24 droht die Herabstufung zu einem Abspielkanal billiger Dokus über Männer, Technik, Militaria.

Diese Verluste lassen die Kommunikationsökologie unserer Gesellschaft verarmen, und wir alle wissen um die Lage gerade der großen Qualitätsblätter dieses Landes, die in nicht allzu ferner Zukunft ebenfalls auf der Verlustliste stehen könnten. Es ist hier nicht die Stelle, diese Prozesse im Detail nachzuzeichnen, zumal täglich neue Hiobsbotschaften dazukommen. Wichtig und begrüßenswert ist, dass mitten in der Krise der Zeitung das Nachdenken über die Zukunft der Zeitung begonnen hat.

Schalten wir als Nachdenkpause ein lyrisches Intermezzo ein, das Gedicht des zeitgenössischen chinesischen Lyrikers Han Dong, Jahrgang 1961, gelesen von Matthias Brandt. Es heißt „So viele Zeitungen“:

Audio-Einspielung: So viele Zeitungen.MP3

VI. Ein neuer intellektueller Journalismus?

Es geht um eine Renaissance des Eigentlichen im Journalismus, der sich auf sich selbst besinnen muss, auf seine ureigensten Qualitäten – von radikaler Recherche über verführerische Sprache bis zu kluger Deutung von Wirklichkeit -, um sich in der Krise zu behaupten. Ich möchte hier einige Presse-Kollegen zu Wort kommen lassen, die sich schon seit längerem so ihre Gedanken gemacht haben. Wenn in der Kommunikationswissenschaft die Entgrenzungsthese diskutiert wird, die Frage, ob sich der Journalismus (selbst) auflöst, so verstehe ich die nachfolgend zu skizzierenden Wortmeldungen auch als Gegenbewegung zu diesen Tendenzen von Entgrenzung und Entprofessionalisierung.

Die maßgeblichen Köpfe des öffentlich-rechtlichen Rundfunks stehen bei diesem öffentlichen Nachdenken übrigens noch etwas abseits, wenn man von der „Qualitätsdebatte“, die „epd medien“ in diesem Jahr ausgerufen hat, einmal absieht: Doch auch die dort veröffentlichten Konzeptüberlegungen von ARD- und ZDF-Verantwortlichen erschöpften sich allzu oft in selbstgerechter Affirmation des programmlichen Status quo.

Hinter dem Nachdenken steht allüberall das Internet. Dessen journalistische Inhalte haben bekanntlich ihre eigenen, sehr speziellen Nöte der Refinanzierung. Doch eine Herausforderung bleibt das weltumspannende Datennetz für klassischen Journalismus so oder so. Der Aktualität des Online-Mediums, das Ereignisse nahezu in Echtzeit melden kann, klappert die Tageszeitung nur noch hinterher.

Reflektierte Journalisten antworten darauf mit einem Plädoyer, die Zeitung zu re-intellektualisieren. Der Innenpolitik-Chef der „Süddeutschen Zeitung“, Heribert Prantl, sieht die Zukunft der Zeitung weniger im Reportieren als in der Reflexion des Zeitgeschehens. Sie solle ein „Generalschlüssel“ zum Verständnis der Wirklichkeit werden, fordert er:



Heribert Prantl (SZ): „Sprachkraft, Gründlichkeit und Tiefgang“

„Weil es das Internet, weil es also nun bessere, schnellere Methoden bloßer Informationsvermittlung gibt, kann sich die Zeitung auf anderes konzentrieren - auf Analyse, Hintergrund, Kommentierung, auf Sprachkraft, Gründlichkeit und Tiefgang, auf all das, was sich in der Hetze der Echtzeit im Internet nicht leisten lässt. Die Zeitung kann Wegweiser sein im Wirrwarr; sie kann Informationen destillieren, konzentrieren, auswerten, bewerten; sie kann eine neue Weltbühne aufstellen; sie kann Gebrauchsanweisung sein für das digitale Diesseits.“⁶



Thomas Schmid („Welt“): „Leseschlüssel zur Welt“

In eine ganz ähnliche Richtung wie Prantl denkt „Welt“-Chefredakteur Thomas Schmid: Er sieht die Zeitung von morgen als „Leseschlüssel zur Welt“.⁷ Für Ulrich Reitz, den Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“, ist die Frage nach dem Qualitätsjournalismus „eine Frage der Haltung“.

⁶ Heribert Prantl, Die Zeitung ist tot. Es lebe die Zeitung, in: jetzt.de (Süddeutsche Zeitung online) <http://jetzt.sueddeutsche.de/> (siehe dort „Archiv“).

⁷ Vgl. Thomas Schmid, Leseschlüssel zur Welt, in epd medien Nr. 37/2008, S. 32-35.



Ulrich Reitz (WAZ): „Zu abhängig von lokalen Eliten“

„Wir machen uns zu häufig abhängig vom Agenda Setting der lokalen Eliten“, sagte Reitz am 29. Oktober 2009 auf den Medientagen München. Die Zeitung werde gerade in der Lokalberichterstattung origineller nur dann, wenn man Abschied nehme vom Repräsentanzprinzip (jeder der lokal mitspricht, muss in der Zeitung vorkommen). Eine Folgerung ist das, die man allerdings nicht teilen muss.

In einer Rede auf der Hamburger Jahrestagung von Netzwerk Recherche 2007 forderte der frei arbeitende Kollege Tom Schimmeck, einer der Mitbegründer der taz, die ganze Branche zu einer neuen Haltung auf:



Tom Schimmeck: „Mut und Eigensinn stärken“

„Mut und Eigensinn der Journalisten müssen gestärkt, ihre Arbeitsmöglichkeiten dürfen nicht durch immer knapper werdende Ressourcen eingeschränkt werden. Qualitätsjournalismus braucht guten Raum: Einfallsreiche Programme und Publikationen. (...) Mutige Verleger sind Mangelware. (...) Keiner, der sich etwas trauen, der sagen würde: Wir schaffen etwas richtig Gutes, das Neugier und Geist und Haltung zeigt. Wir nehmen Geld in die Hand und schicken Talente los, die sich unser Land und die Welt wieder gründlich und von allen Seiten angucken.“⁸

⁸ Download aus dem Internet: http://www.netzwerkrecherche.de/docs/nr_dokuHH07.pdf



Werner D'Inka (FAZ): „Die Dienstleistung des Erklärens“

Die „Dienstleistung des Erklärens“ sieht FAZ-Mitherausgeber Werner D'Inka als Hauptaufgabe für den Qualitätsjournalismus von morgen. Ich zitiere aus einer Rede von Anfang Juli auf Einladung der KNA:

„Stellen wir uns vor, nach der sogenannten digitalen Revolution gebe es keinen traditionellen Journalismus mehr. Stattdessen redet jeder mit jedem über alles, und weil das alles angeblich so authentisch ist, kann auch jeder jede Form der Kompetenz für sich und für seine Liebhabereien beanspruchen. Niemand sortiert mehr mit Sinn und Verstand und nach handwerklichen Kriterien die Themen nach ihrer Relevanz. Mir kommt das vor, als würden wir uns, statt zum Friseur zu gehen, alle gegenseitig die Haare schneiden. Das kann ja ganz sympathisch sein – aber würden wir uns auch von einem Bürgerchirurgen den Blinddarm entfernen lassen?“

Was freilich immer noch fehlt, ist der professionelle Filter und die Korrekturinstanz einer versierten Redaktion, die für den ‚Double-check‘ sorgt, nur halb recherchierte Geschichten aussondert und die Spreu vom Weizen trennt. Unter diesem Aspekt wäre es einem natürlich wohlher, wenn Verlage, vor allem Regionalzeitungen, nicht immer häufiger dazu übergingen, ihre Seiten von Leichtlohntruppen füllen zu lassen.“⁹

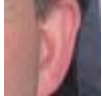
Prantl, Schmid, Reitz, Schimmeck, D'Inka – Sie sehen, dass diese Kollegen, die politisch manches unterscheidet, ganz ähnlich denken, dass es unter ihnen einen Konsens über die notwendige Verteidigung unserer Pressefreiheit nicht nur gegen staatlichen Druck, sondern auch gegen die Abnutzungserscheinungen des Marktes, des allgemeinen Desinteresses gibt.

VII. Irritationen durch Blogger und Twitter

Mit den Bloggern, die bei D'Inka anklingen, ist das übrigens so eine Sache. Ich glaube, wir Journalisten sind mit den Bloggern ungleich mehr beschäftigt als die mit uns. Sie verunsichern uns über die Maßen. Unsere Einbildung ist, sie würden uns den Rang ablaufen, unsere Funktionen ersetzen, den Leser erreichen ohne die zwischengeschaltete Zeitung auf Papier. Ein Trugschluss, weil den allermeisten Bloggern das universale Interesse an Welt fehlt, das Journalisten eigen ist; ein Trugschluss auch deshalb, weil auch die Blogger ihr Aufmerksamkeitsproblem haben. Denn sie müssen im Internet erst mal aufgefunden werden, sonst ist ihre Resonanz gleich null.

⁹ Werner D'Inka, „Dienstleistung des Erklärens“, in: epd medien Nr. 54/2009, S. 22.

Nun kam auch noch Twitter hinzu, und ernstzunehmende Journalisten machten sich ernsthafte Gedanken, ob der 140-Zeichen-Kurznachrichtendienst den Journalismus ersetzen werde. Währenddessen wird getwittert, was das Zeug hält, auch auf Journalistentagungen, so am 21. November bei „Besser Online“ in Mainz, wo ein gewisser Hildwin¹⁰ meinte bemerken zu müssen: „Qualitätsjournalismus ist ein Kampfbegriff der Ewiggestrigen aus dem Print-Bereich.“



[hildwin](#): Qualitätsjournalismus ist ein Kampfbegriff der ewig gestrigen aus dem Print-Bereich [#djv bo](#)

Projiziert wurde das *live* auf eine Display-Wand hinter dem Podium. Was sofort weitere Kommentare auf Twitter hervorrief, von Leuten, die im Saal saßen und eigentlich den Referenten hätten zuhören sollen. Jemand qualifizierte den „Kampfbegriff“-Nonsens als „beste Bemerkung“, was meines Erachtens vor allem einen Entwicklungsbedarf in journalistischen Berufsdebatten anzeigt.

Lassen wir uns nicht verunsichern: Eine Kernfunktion des Journalismus, gleich in welchem Medium, wird zunehmend gebraucht: Gegen den Trend zur gesellschaftlichen Segmentierung, zur Verspartung der Interessen, zur Abschottung der kommunikativen Parallelwelten hat er das Große und Ganze, das Gemeinwesen, die Interessen der Allgemeinheit im Auge zu behalten. Was ehemals nur ein Programmauftrag für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk war, nämlich für Integration zu sorgen, sollte mehr und mehr ein kategorischer Imperativ für alle Medien werden.

VIII. Verantwortung für das Gemeinwesen

Bei aller Leidenschaft am scharfen Kommentar, bei aller Lust auf Kritik am System stellt sich dabei auch die Verantwortungsfrage an uns Journalisten: Was können wir tun, damit Demokratie weiter von den allermeisten in unserem Land akzeptiert, gelebt oder, mindestens als Wahlbürger, praktiziert wird? Was können wir tun für die offene Gesellschaft, zu deren Grundidealen sozialer Ausgleich, Toleranz und Frieden gehören? Zumal wenn wir, beileibe nicht konfliktfrei, unweigerlich zu einer multikulturellen Gesellschaft werden. Während auch für Deutsche sozial gilt: Die Zeit der saturierten, nivellierten Mittelstandsgesellschaft ist vorüber.

Übrigens hat auch die Hamburger Akademie für Publizistik ihre Preisfrage für das kommende Jahr diesem Thema gewidmet: „Brauchen Journalisten eine Haltung?“ ist der Essay-Wettbewerb überschrieben. Mal sehen, ob da auch einer sein wird, der Nein sagt. Viele Profis aus der Praxis haben schon Ja gesagt, auch wenn sie vielleicht noch ratlos sind, was das denn nun heißen soll.

Was also kann der Journalismus für das Gemeinwesen tun? Oder, wem dieser Begriff zu deutschümelnd klingt: Was sollte er für die *res publica* tun?

¹⁰ „Hildwin“ ist der Alias von Frank Bergmann (Berlin). Vermutlich handelt es sich dabei um den Leiter der „Internet-Redaktion“ der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.



*Frank A. Meyer (Ringier AG):
„Kritik darf nicht die Demokratie treffen“*

Der Chefpublizist des Schweizer Ringier-Verlags, Frank A. Meyer, sagte 2006 in einer Festrede zur Verleihung des Otto Brenner Preises der IG Metall:

„Wir müssten uns fragen: Wie viel Loyalität darf die Demokratie von uns erwarten? Darf sie überhaupt Loyalität erwarten? (...) Wenn auf einer Titelseite die ganze deutsche Politik als Lachnummer verhöhnt wird, dann höhnen Millionen über die Politik. Wenn die Politiker in einem Fernsehbeitrag pauschal als Lügner diffamiert werden, dann verlieren Millionen ihren Glauben. Wenn Minister und Parlamentarier in Millionenaufgabe als raffgierige Clique hingestellt werden, dann fühlen sich Millionen betrogen. Selbstverständlich müssen wir Kritik üben. Das ist seit jeher unsere Aufgabe. Daran hat sich auch nichts verändert. Doch unsere Kritik darf nicht die Demokratie selbst treffen. Das ist die heikle Seite unserer Aufgabe: Wie kritisieren wir Politik und Politiker, ohne Demokratieverdrossenheit zu provozieren?“¹¹

Die von Meyer aufgeworfene Verantwortungsfrage wurde jüngst auch von „Zeit“-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo in einem Leitartikel zur Bundestagswahl aufgegriffen. Unterzeile: „Die Kritik an der Politik hat jedes Maß verloren. Sind wir eigentlich noch ganz bei Trost?“¹²



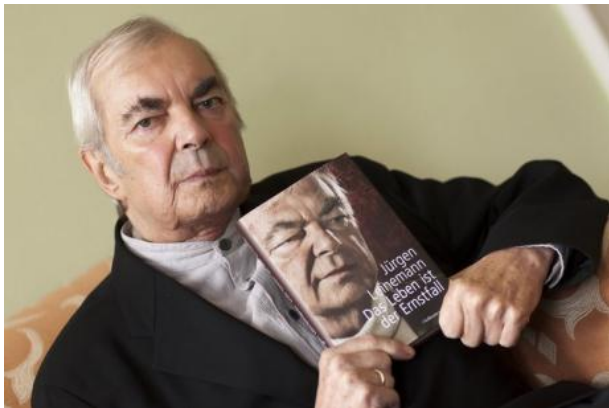
Giovanni di Lorenzo: Gegen maßlose Politikerschelte

Die Beispiele zeigen: Der deutsche Journalismus hat die Verantwortungsfrage neu entdeckt. Was so mehr und mehr zurückkehrt, ist auch das Wissen um eine aufrechte Haltung, die der Journalist ge-

¹¹ Frank A. Meyer: Verfassungspatrioten. Journalistische Verantwortung heute, in: epd medien Nr. 89/2006, S. 7.

¹² Im Internet: <http://www.zeit.de/2009/40/01-Bundestagswahl>

gen die Zumutungen des Alltags braucht. Der langjährige „Spiegel“-Reporter Jürgen Leinemann schreibt in seinem neuen Buch, das eigentlich seine Krebserkrankung zum Thema hat:



*Jürgen Leinemann:
„In der Haltung hat die Freiheit ihren Rückhalt“*

„Wer sich als Journalist den aufrechten Gang erhalten will, (...) der braucht ein reflektiertes Verhältnis zu sich selbst und seinem Beruf, einen bewussten Umgang mit der eigenen Subjektivität. Das ist die wichtigste Erfahrung meines beruflichen Lebens: Für jeden Journalisten sollte es selbstauferlegte Pflicht sein, sich durch reflektierte Erinnerung eine Haltung zu erwerben, eine für ihn ganz persönlich charakteristische, bewegliche Beharrlichkeit im Umgang mit dem Leben.

In seiner Haltung hat die Freiheit des Journalisten ihren Rückhalt. Wie er auf Ereignisse und auf Menschen reagiert, wie er sich zur Macht und gegenüber Mächtigen verhält, das ist nicht nur individuell relevant, sondern das hat auch politische Folgen. Für mich sind zwei Sätze als Leitlinien bestimmend geworden. Der erste heißt: Wirklichkeit ist alles, wo man durchmuss. Der zweite ist eine Gedichtzeile von Peter Rühmkorf: „Bleib erschütterbar und widersteh.“¹³

Kann man es schöner und einfacher ausdrücken?



Bundespräsident Horst Köhler: „Haltung wieder in Mode“

Bundespräsident Horst Köhler hat Leinemanns Ruf nach mehr Haltung positiv aufgegriffen, als er am 8. Oktober 2009 die Festrede zu „60 Jahre Bundespressekonferenz“ hielt. Köhler sagte: „Haltung haben. Es ist ein ziemlich altes Wort. Aber ich finde, es könnte mal wieder in Mode kommen. Genau wie ein anderes, viel schlichteres Wort: Ahnung haben. Zusammen sind sie stark, meine ich.

¹³ Zit. nach DER SPIEGEL 36/09, S. 41.

Unterhaltung ist wichtig, auch in Ihrem Metier. Aber als Mittel der Information. Nicht zu ihrem Ersatz.“¹⁴

Mit „Ahnung haben“ hat der Bundespräsident angedeutet, worin öffentlich bekundete Haltung und ernstzunehmende Kritik gründen: in der Kompetenz des Journalisten, seinem tiefen Wissen um die Sachverhalte und ihren Zusammenhang. Kritik aber ist nach Köhlers Auffassung zu oft bloß moralisierend, ohne fachlichen Hintergrund: „Was soll man davon halten, wenn viele von Ihnen gern ein Urteil über die Dienstwagenutzung der Gesundheitsministerin zum Besten geben, aber die wenigsten ein kompetentes Urteil über die Gesundheitspolitik der Ministerin abgeben können?“

Und weiter, in gewissem Sinne anschließend an Frank Meyer und das von ihm vermisste Feuer für die Demokratie: „Mir fiel zum Beispiel auf, wie viele von Ihnen sich einig waren in der Beurteilung des zurückliegenden Wahlkampfs. Ich hege da einen schlimmen Verdacht: Ich glaube, vielen von denen in den Medien, die vorgeblich im Namen der Demokratie und im Kampf gegen die Politikverdrossenheit nach mehr Schärfe, mehr Ideologie, mehr Angriff verlangten, denen ging es gar nicht um die Demokratie. Bestenfalls hatten sie Langeweile, und schlimmstenfalls vermissten sie etwas, womit sie ihre Quoten und Auflagen steigern wollten. Und wissen Sie was? Ich glaube, viele Leute da draußen haben das durchschaut.“

IX. Sollten sich Journalisten mehr engagieren?

„Aufklärung braucht Haltung“ war die Rede des Bundespräsidenten überschrieben. Kompetenz sollte als ein Drittes hinzukommen. Gibt es ein Viertes? Etwas explizites Engagement?



Dan Gillmor: „Die öffentliche Meinung beeinflussen“

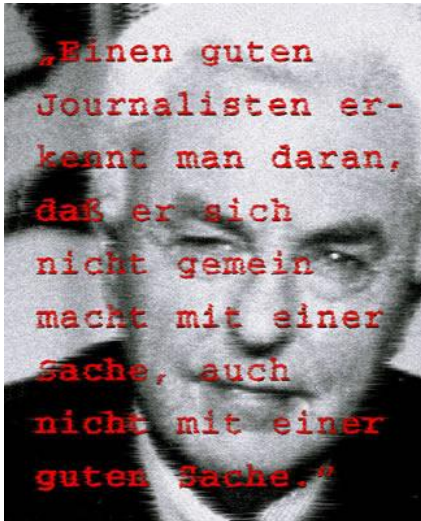
Der amerikanische Medienexperte Dan Gillmor hat Anfang Oktober auf *guardian.co.uk* „new rules of news“ aufgestellt. In Punkt 17 dieser Regeln forderte er nicht nur zu Haltung (und Kompetenz) auf, sondern sogar zu direktem (politischen) Engagement:

„Je wichtiger wir ein Thema für unsere Zielgruppe erachten, desto hartnäckiger bleiben wir am Ball. Wenn wir zu dem Schluss kommen, dass eine bestimmte Regelung oder Praxis gefährlich ist,

¹⁴ http://www.bundespraesident.de/Reden-und-Interviews-,11057.658093/Ansprache-von-Bundespraesident.htm?global.back=-%2C11057%2C0/Reden-und-Interviews.htm%3Flink%3Dbpr_liste

versuchen wir, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Das bedeutet, dass man laut und deutlich vor der Immobilienblase hätte warnen müssen.“¹⁵

Ein engagierter Journalist, der den Grundsatz der Äquidistanz aufgibt – ist das nicht ein Widerspruch in sich, ein Verstoß gegen berufsethische Standards? Ich meine nein. Mir erscheinen Gillmors Thesen auf den zweiten Blick gar nicht mehr so revolutionär wie auf den ersten. Denken Sie an den nutzwertorientierten Verbraucherjournalismus, der seine Rezipienten schon seit langem berät, sich also in gewissem Sinne engagiert und die neutrale Beobachterrolle aufgegeben hat. Und natürlich ist die Frage: Welche Bank? in der Krise am Ende wichtiger als die nach dem besten Bügeleisen im Test.¹⁶



Hanns-Joachim Friedrichs (1927 – 1995)

Gegen Gillmor könnte man Hanns-Joachim Friedrichs zitieren: „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache“.



¹⁵ <http://www.guardian.co.uk/commentisfree/cifamerica/2009/oct/02/dan-gillmor-22-rules-news>

¹⁶ Zum Haltungsbegriff vgl. auch die neue US-Zeitschrift „San Francisco Panorama“, die der Schriftsteller Dave Eggers herausgibt. Jörg Häntzschel schrieb darüber in der „Süddeutschen Zeitung“ (24./25./26./27. 12. 2009, S. 15): „Eggers, dem Schriftsteller, geht es beim Zeitungsmachen vor allem um Haltung. Seinen Autoren, die alle in der ersten Person schreiben dürfen, ist ihre Sorge nicht peinlich: sei es um ihr Land, das fast nichts mehr selbst herstellt; es sei um Kaliforniens knappes Wasser oder um die Independent-Filmszene.“

Anne Will: „Sich einsetzen für eine gute Sache“

Als Anne Will 2007 den Hanns-Joachim-Friedrichs-Preis erhielt, setzte sie sich mit diesem Satz auseinander und zeigte sich überzeugt, „dass er mit ‚sich gemein‘ machen meint: Positionen ungefragt und unkritisch zu übernehmen, sie sich zu eigen zu machen, gar manipulativ zu vertreten. Das darf ein guter Journalist nicht.

Was er aus meiner Sicht darf, ist, sich einzusetzen, zum Beispiel auch für eine gute Sache. Denn darin zeigt sich Haltung! Ich setze mich ein für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen in Afrika, ich bin für das Verbot aller Minen und minenähnlicher Waffen. Und ich bin davon überzeugt, dass für die Erreichung dieser und ähnlicher Ziele bürgerschaftliches Engagement notwendig ist und dass dazu auch Journalisten ihre Mittel nutzen müssen.“¹⁷

Klar ist: Qualitätsjournalismus im Sinne der bislang zitierten Großmeister, dieser publizistischen Persönlichkeiten, um noch mal einen aus der Mode gekommenen Begriff der Publizistikwissenschaft hervorzuholen, dieser Qualitätsjournalismus, der sich Kritik und Verantwortung gleichermaßen verpflichtet fühlt, ist heute nur mehr durchzuhalten mit einem hohem Maß an intrinsischer Motivation, mit Leidenschaft und oft auch mit einem Gutteil Selbstaussbeutung. Das ist der notwendige Investitionsbeitrag von Journalisten, denen an Aufklärung gelegen ist, die ihren Beruf als Dienst an der Gesellschaft verstehen.



Helga Kirchner: „Neugierig, unbequem, urteilskräftig“

Helga Kirchner, bis vor Kurzem Hörfunk-Chefredakteurin des WDR, blickte anlässlich ihrer Verabschiedung im November [2009] auch auf ihre Ausbildung im Sender zurück. Was war für sie wichtig? „Zum anderen konnte ich Vorbilder studieren, die Maßstäbe gesetzt haben. Redakteure, die neugierig, unbequem, urteilskräftig, selbstkritisch, integer und zugleich handwerklich versiert waren. Und die Haltung hatten! Sie standen für etwas ein, bezogen Position, ließen sich nicht verbiegen von Moden, Zwängen oder Pressionen. Keine Helden - die sind im Journalismus so rar wie in der übrigen Gesellschaft - nein, aber Persönlichkeiten, die vom Sinn dieser Institution überzeugt waren und dafür einstanden. Vor allem in der täglichen Arbeit, bewertet an hohen Qualitätsmaßstäben, und im offenen, streitbaren Diskurs drinnen und draußen.“¹⁸

Helga Kirchner äußerte sich auch zur journalistischen Haltung. Die sei zu Unrecht „aus der Mode gekommen (...). Ich finde, dass Journalisten ohne Haltung eine Gefahr darstellen. Ohne Wertefundament ist das Risiko groß, größer als gegenwärtig ohnehin schon, dem Herdentrieb, der Versu-

¹⁷ <http://www.hanns-joachim-friedrichs.de/index.php?page=hjf&sub=5>

¹⁸ Helga Kirchner, „Eine Art Sparringspartner“, in: epd medien Nr. 87/2009, S. 26.

chung zur Verharmlosung oder Hysterisierung zu erliegen oder der Manie des Enthüllens, des Am-Kochen-Haltens, des immer selben Skandals oder der Skandalisierung eines unwichtigen Vorgangs. Das trägt zur Trivialisierung der Politik bei ebenso wie zur Politikverdrossenheit.“¹⁹

Wie nun kann journalistische Haltung weitergegeben werden? Zuvörderst durch das gelebte Beispiel. Und damit bin ich bei meinem nächsten Exkurs.

Exkurs 3: Ermutigung durch Lehrmeister

In meiner persönlichen beruflichen Entwicklung habe ich glücklicherweise einige journalistische und akademische Lehrmeister gehabt. Auch einer der journalistischen ist heute hier unter uns, Michael Radtke, der früher einmal Kulturredakteur der „Neuen Presse“ in Hannover war. Für diese Zeitung durfte ich dann drei, vier Mal in der Woche extrem kurze Fernsehkritiken schreiben. Das war für mich, den Langschreiber, eine harte Schule.



Neben Michael Radtke möchte ich Achim Feldmann nennen, der leider nicht mehr lebt.



Achim Feldmann: „Hauptsache, sie rühren sich“

Ein passionierter Journalist, hartnäckig recherchierender Nachrichtenmann, engagierter Christ und Büchernarr. Seinen Posten als Lokalchef bei der „Neuen Westfälischen“ gab er 1981 auf, um endlich mehr Zeit für die Lektüre seiner 6000 Bücher zu haben – so die offizielle Begründung. Statt in sicherer Festanstellung zu verharren, wurde Feldmann freier Regionalkorrespondent für den WDR-Hörfunk. Lange hat er die neu gewonnene Freiheit nicht genießen können. Beim Waldlauf ist er am 16. Februar 1989 einem Herzversagen erlegen; er wurde nur 55 Jahre alt.

¹⁹ Ebd.

Was war die mich motivierende Haltung des Achim Feldmann? Als ich mich als junger Volontärpraktikant in seiner Redaktion an den ersten kritischen Berichten versuchte, über Umweltverschmutzung, Neonazis und ähnliches, und der Ärger nicht ausblieb, bemerkte Feldmann nur trocken: „Mach weiter so – Hauptsache, sie rühren sich.“

Als ich dann mit meinen Kommilitonen vom Dortmunder Modellstudiengang Journalistik im Reflexionsseminar zusammenkam, erfuhr ich, dass diese Haltung eher die Ausnahme war. Die meisten anderen hatten die Erfahrung gemacht, dass ihre Ansätze eines „anwaltschaftlichen Journalismus“, wie unsere Dozenten, darunter auch Siegfried Weischenberg und Hans-Gerd Würzberg (auch er ist heute hier) das damals nannten, in der Praxis nicht unbedingt erwünscht waren. – Ende des Exkurses.

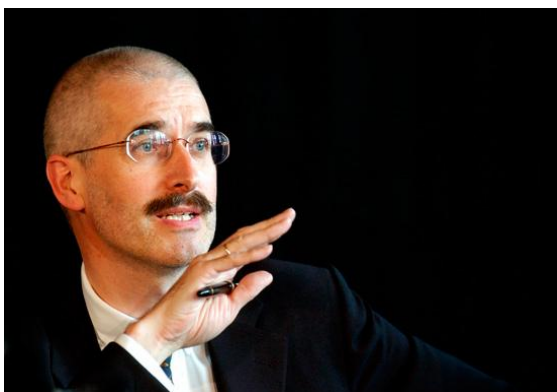
X. Haltung und Engagement in jüngster Zeit

Und wie steht es um Handlungsbeispiele in der Gegenwart? Aus jüngster Zeit wird einem da zuvörderst Nikolaus Brender einfallen.



Nikolaus Brender – der Mann, der den Handschlag verweigerte

„Verweigerung ist auch eine Haltung“, hat Hans Leyendecker eine seiner Geschichten zum Thema in der „Süddeutschen Zeitung“ überschrieben – und dabei das Detail berichtet, dass Brender die Stirn besaß, Ministerpräsident Roland Koch den angebotenen Handschlag zu verweigern, als dieser einmal, in der unmittelbaren Zeit des Konflikts, auf ihn zukam.²⁰



Sergej Lochthofen – zeigte Haltung gegen Sparpläne

²⁰ <http://www.sueddeutsche.de/kultur/365/495689/text/>

Als jüngeres Beispiel für Haltung fällt einem auch Sergej Lochthofen ein, der sich als Chefredakteur der „Thüringer Allgemeinen“ offenbar intern gegen redaktionelle Spar- und Synergiepläne des WAZ-Konzerns zur Wehr gesetzt hatte, deshalb abgelöst werden sollte und der sich leider durch einen unsinnigen Nazi- und Stalinvergleich („Sippenhaft“, weil auch seine Frau die Zeitung verlassen soll) selbst ins Abseits katapultierte. Der Kulturredakteur Henryk Goldberg, erklärtermaßen kein Freund von Lochthofen, hat ihn gleichwohl im „Freitag“ gewürdigt: „Er versuchte die Balance von Qualität und Popularität. Eine Balance, die Journalisten nicht immer mögen, die aber für eine Regionalzeitung eine Überlebensstrategie ist. Und da gab es niemanden in Thüringen und nicht sehr viele in Deutschland, die besser waren.“²¹



Günter Wallraff

Aus der schönen
neuen Welt
Expeditionen ins Landesinnere



Buchcover

Wenn es um Haltung in jüngerer Zeit geht, darf natürlich Günter Wallraff nicht fehlen – Wallraff, der seit seinen Neuengagements durch „ZEIT“ und ZDF ein fulminantes Comeback als Rollenreporter an den Bruchstellen der entsolidarisierten Gesellschaft hingelegt hat. Nun sind ein Buch, ein Hörbuch und ein Film hinzugekommen. Eine seiner Experimentanordnungen: Wie viel Rassismus erfährt ein Schwarzer im Deutschland des Jahres 2009?

Wallraff engagiert sich, aber er provoziert seine Objekte auch so, dass herauskommt, was er sich erwartet hat. Ein alter Vorwurf gegen sein Konzept von Journalismus.

FILMEINSPIELUNG: Wallraff – schwarz in der Maske

Christian Geyer bemerkte in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“: „Obwohl eine professionelle Maskenbildnerin am Werk war, hat die afrikanische Maskerade doch etwas Unvollkommen-Karnevaleskes, geradezu rassistisch Aufreizendes.“²² Ähnlich kritisch äußerte sich eine Leserin in

²¹ <http://www.freitag.de/kultur/0948-medien-waz-chefredakteur-lochthofen-absetzung-thueringer-allgemeine>

²² <http://www.faz.net/s/RubC17179D529AB4E2BBEDB095D7C41F468/Doc~E0EF32E12B8E64227A369BD0B96B2F3A3~ATpl~Ecommon~Scontent.html>

einem Leserbrief an die „ZEIT“: Ob Wallraff nicht ganz andere Reaktionen erfahren hätte, so fragte sie, wenn der von ihm gegebene Schwarze freundlicher aussähe?

Eine Art von *self-fulfilling prophecy* also. Es scheint, als habe Wallraff bei diesem Thema seine Methode überzogen. Sein mürrischer Blick in die Welt sorgt für die Rechercheresultate, die er erwartet. Auch die Versuchsanordnung, dass Wallraffs fiktiver Schwarzer mit (deutschem!) Wohnwagen und ganzer Familie auf einem Campingplatz aufläuft, erscheint übertrieben, wie ein konstruierter Slapstick für die „Versteckte Kamera“. Diese Einwände diskreditieren aber nicht Wallraffs gesamtes Projekt: als Rollenjournalist in die verborgenen Ecken der Gesellschaft (Call-Center, Brötchenfabrik) einzudringen und die vorgefundene Wirklichkeit, wo nötig, auch durch provokative Experimentalanordnungen zur Kenntlichkeit zu verändern.

Denn es stimmt ja, was Wallraff von sich selbst sagt: „Ich werde gebraucht.“ Die Verschlechterung des sozialen Klimas in Deutschland verlangt nach einem wie ihm, der dies rücksichtslos thematisiert. Wallraff ist das herausragendste Beispiel eines dezidiert politischen Engagements. Auch Anne Will engagiert sich, wenngleich in Afrika und gegen Minen, weniger also in Deutschland.

Es kann schon sein, dass unter dem Eindruck der Finanzkrise, aber auch des „Hartz IV“-Komplexes die deutschen Journalisten etwas weiter nach links gerückt sind. Gewisse Kommentierungen bis in die konservative Wirtschaftspresse hinein deuten darauf hin. Ob das mehr als eine kritische Konjunktur ist, ob die Enttäuschung über Gier und Versagen der Manager- und Bankeneelite dauerhaft zu einem politischen Engagement führt, bleibt abzuwarten.

Exkurs 4: Über Mut im Rechtsstaat und anderswo

Bevor ich im Juni 2005 den „Marienhof“-Skandal enthüllen konnte, war ich bekanntlich lange Zeit, seit Mai 2003, Beklagter. Mit juristischen Druckmitteln versuchten die interessierten Kreise die drohende Enthüllung zu verhindern – kein Einzelfall, leider eine zunehmende Tendenz in unserer Gesellschaft, ich nenne Sie: die Juristifizierung der freien Berichterstattung. Auch unter solchem Druck, verbunden mit hohen Kosten, verbiegt sich manche journalistische Haltung.

Gemütlich war das nicht, kann ich Ihnen sagen. Der Gerichtsvollzieher, der die einstweilige Verfügung bringt; Krisensitzungen im Verlag; Anwälte, Schriftsätze, Kostenrisiken, Instanz auf Instanz, bis ein Richter irgendwann ein Machtwort zu Gunsten der Pressefreiheit spricht.

Hinterher gab's manche Anerkennung, manchen Journalistenpreis. Das war eine schöne Wiedergutmachung der freien, dann eben doch an kritischer Selbstreflexion interessierten Gesellschaft. Der „Leipziger Preis für die Freiheit und Zukunft der Medien“ gehörte dazu. Bekommen habe ich ihn 2006 zusammen mit zwei Kollegen.

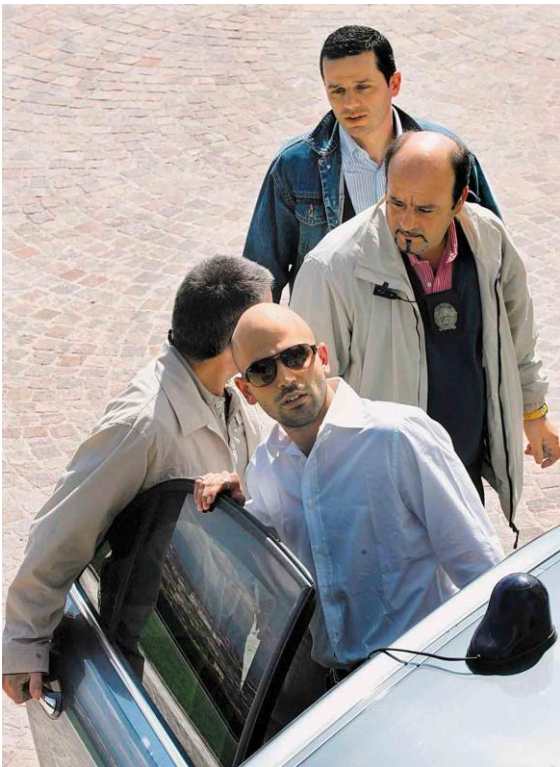
Eine davon war Alina Anghel aus Moldawien. In ihrer Heimat hatte sie über Korruption geschrieben. Ihre Zeitung „Timpul“ wurde daraufhin mit einer Schadenersatzklage der Regierung überzogen, Streitwert: zwei Millionen US-Dollar. Schlimmer als das: Im Juni 2004 wurde Alina Anghel nahe ihrer Wohnung niedergeschlagen, nachdem sie zuvor monatelang telefonisch bedroht worden war.



Alina Anghel – körperlich misshandelt

Vor diesem Hintergrund frage ich mich: Was bedeutet schon Mut in einem Rechtsstaat wie unserem? Welches Gewicht hatte mein „Marienhof“-Stress im Vergleich zu dem, was Alina Anghel durchmachen musste?

Unsere aufrechte Haltung hier in Deutschland ist eben doch oft Gratismoral. Denken Sie an Russland, wo mutige Journalisten ihre Arbeit mit dem Leben bezahlen. Allein in diesem Jahr waren es schon drei.



Roberto Saviano – ein Held der Aufklärung?

Oder bleiben wir in der angeblich so sicheren EU: Sie wissen, der italienische Journalist Roberto Saviano ist in Lebensgefahr, seit er sein Anti-Mafia-Buch „Gomorrha“ veröffentlicht hat. Rund um die Uhr wird er von Leibwächtern begleitet, er schläft in Polizeikasernen. Ein Bild wie dieses, das ich der „ZEIT“ entnehme, sieht attraktiv aus, strahlt eine Aura von Action und Heldentum aus. Doch die Lebenswirklichkeit des Roberto Saviano sieht natürlich ganz anders aus, seine Gefühlswelt vor allem.

Mehrfach hat Saviano in jüngerer Zeit über Verantwortung und Haltung geschrieben. Ich möchte nur einen Absatz aus seiner Dankesrede für den Geschwister-Scholl-Preis zitieren:

„Hätten die zahllosen Schriftsteller, Journalisten und Aktivisten, die für ihre Ideen, Worte und Werke gestorben sind, die Möglichkeit gehabt, an die Öffentlichkeit zu dringen, wäre ihre und womöglich auch unsere Geschichte anders verlaufen. Wer schreibt, filmt und redet, wird einzig durch die Augen der Leser geschützt. Sie sind die Wächter des Wortes, die entscheiden, was verinnerlicht und weitergetragen wird. Das dürfen wir nicht vergessen. Das ist es, was mir in den Sinn kommt, wenn ich an das Motto der Weißen Rose denke: Harter Geist und weiches Herz.“²³

XI. Ausblick und Schluss

„Beschützt von den Augen der Leser“ – ein schönes Bild, das uns alle hier, meine Damen und Herren, als Zeitungleser und sonstige Medienkonsumenten angeht. Doch wenn das Gedicht von Han Dong „So viele Zeitungen“ heißt, dann klingt darin natürlich „Zu viele Zeitungen“ mit.

Wir wissen, wie sehr die verkauften Auflagen von Zeitungen zurückgehen und dass viele Zeitungen in wirtschaftlichen Nöten sind. Dazu gäbe es jetzt noch vieles zu sagen, allein: die Zeit reicht nicht.

Es geht um unsere Wertschätzung für freie Presse, für Qualitätsjournalismus und um unsere Zahlungsbereitschaft in diesem Zusammenhang. Sehen wir zum Schluss eine Szene aus der Filmkomödie „Der bewegte Mann“ von 1994: Wir sehen Til Schweiger als Axel, wie er seinem Kumpel Walter die aus dem Briefkasten gestohlene Zeitung wiederbesorgt. „Ohne Zeitung“, sagt Axel, „krieg‘ ich ‘ne Krise“.

Video-Einspielung: Zeitungsklau im Bewegten Mann.avi

Letzte PPT-Folie: Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Kontakt:

volker.lilienthal@wiso.uni-hamburg.de

²³ Roberto Saviano, „Schreiben bedeutet Widerstand“, in: DIE ZEIT Nr. 48 vom 19. November 2009, S. 13.